

Fulbert Steffensky

Katholisch-Evangelisch: Zwei Weisen, Gott zu loben

Ich beginne mit einer historischen Reminiszenzen: Protestanten, die es seit der Reformation im katholischen Salzburg gegeben hatte, hatten es dort immer schwer. Sie wurden verfolgt und des Landes verwiesen. Die letzten Protestanten der Erzdiözese Salzburg wurden noch 1837 aus dem Tiroler Zillertal vertrieben.

In der Lutherstadt Hamburg durften Katholiken keine als solche kenntliche katholische Kirche bauen. Die Kirche wurde dann außerhalb Hamburgs auf der großen Freiheit gebaut. Die große Freiheit ist heute eine Nebenstraße der Reeperbahn, eine Partymaile mit zahlreichen Clubs, Kneipen und Eroticlokale. Der Name große Große Freiheit stammt also nicht von der moralischen Freizügigkeit jener heutigen Gegend. Freiheit war dort, weil den Katholiken an dieser Stelle die Sichtbarkeit erlaubt war.

Im katholischen Köln durften Protestanten im inneren der alten Stadt nicht sichtbar sein. Die erste Kirche wurde auf der anderen Rheinseite gebaut, eben auf der Deutzer Freiheit.

Im lutherischen Lübeck durften die Reformierten als Kirche nicht sichtbar sein. Der Kirchbau wurde erlaubt, aber die Kirche durfte nur aussehen wie die üblichen Bürgerhäuser. Und so können Sie bis heute jene Reformierte Kirche kaum als Kirche erkennen.

1951 wurde in Zürich die katholische Dreikönigskirche eingeweiht. Sie besitzt bis heute keinen Glockenturm, weil die städtische Gemeinde nur eine Kirche ohne Turm und Glocken duldet. Im Grundbucheintrag der Liegenschaft jener Gemeinde heisst es, „dass dieses Land nicht für katholische Zwecke“ überbaut werden dürfe. Wem man die Sichtbarkeit verbietet, dem verbietet man die Existenz. Wer denkt dabei nicht an den heutigen Streit um die Minarette?

+++

Nur eine Gruppe, die ihrer eigenen Endlichkeit zugestimmt hat, ist dialogfähig. Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass sie sich nicht endlich denken können. Sie sind immer in der Gefahr, sich selber Gottesprädikate

zuzulegen: sie sind die allein seligmachenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil, sie sind die Wahren, und außerhalb von ihnen ist nur Lüge und Abfall. Ihre Gefahr ist, die Welt zu säubern von den Andersheiten. Der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit. Nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Sich für einzigartig zu halten, heißt immer, bereit sein zum Eliminieren. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher Existenz, so ungefähr hat es Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche und religiöse Gruppen von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigenen Traditionen, Geschichten und Lieder kennen und nicht verschweigen. Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen. Zugleich wünsche ich mir eine Religion, die Gott unendlich sein lässt und auf ihre eigene Unendlichkeit verzichtet. Erst sie ist fähig zum Zwiegespräch. Selbstverständlich ist eine solche Kirche eine Missionskirche. Mission heißt, zeigen wer man ist und was man liebt. Man wird auch der, als der man sich zeigt. Gesicht zeigen, heißt Gesicht gewinnen.

Ich wünsche uns den Mut zur Endlichkeit. Ich wünsche uns die Gnade der Endlichkeit. Sie erleichtert uns das Leben. Wir als Einzelne, wir als religiöse Gruppe, wir als Nation sind nicht die Garanten der Welt. Wir sind nicht der Grund des Lebens, das ist Gott, in ihm sind das Leben und die Wahrheit begründet. So können wir Fragment sein, auch als religiöse Gruppe. Welche Lebensleichtigkeit, dass wir nicht alles sein müssen. In uns muss nicht die ganze Wahrheit zu finden sein. An unserem Wesen muss die Welt nicht genesen. Ein Nazi-Satz hieß: Am Deutschen Wesen soll die Welt genesen. Welche Aggression mit solchen Sätzen verbunden war, haben wir in Erinnerung. Wir können uns als religiöse Gruppe die Freiheit nehmen, nicht absolut zu sein. Damit sind wir von der Last der Einzigartigkeit befreit. Und das ist dann zugleich der Lebensraum für andere; für andere Wahrheiten, andere Lebensentwürfe, andere Hoffnungen. Ich bin einer unter vielen, mein Glaube ist einer unter vielen, mein Land ist eines unter vielen. Das drückt nicht meinen Mangel und meine Geringfügigkeit aus. Alle Lebensdialekte stammen von der einen Grundsprache des Lebens. So gilt beides: Der andere Glaube ist anders als meiner, und ich kann ihm seine Andersheit lassen. Er ist mir gleich, denn wir haben den gleichen Ursprung des Lebens. Andere Lebensentwürfe, andere Hautfarben, andere Religionen brauchen also nicht auf dem Altar meiner

eigenen Wahrheit geopfert zu werden. Die Menschen im anderen Glauben sind meine Geschwister – Menschen wie ich und Menschen anders als ich. Gott spricht in Dialekten. Im Talmud heißt es: „Die Sprache des einen und die Sprache des anderen ist die Sprache des lebendigen Gottes.“ Und der jüdische Philosoph Levinas: „Die Sprache Gottes ist eine mehrzahlige Sprache.“

Das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit als Freiheitsbewusstsein, die Gelassenheit und die Gewaltlosigkeit dem anderen Leben gegenüber stammen aus der Gewissheit, dass man selber nicht nichts ist. Die Güte hat uns ins Leben gerufen und uns unsere Wahrheit geschenkt. Ich vermute, dass Toleranz nur da gelingt, wo man sich seiner selbst halbwegs gewiss ist. Man muss wissen, woher man kommt und wer man ist; man muss die eigenen Geschichten und die eigenen Lieder kennen. Es gibt eine hinfällige Toleranz, die aus resignativer Selbstschwäche entsteht; die aus dem Bewusstsein entsteht, es rentiere sich nicht, gegen etwas zu sein, weil man sich selbst verschwommen ist und weil man verzweifelt ist an der Erkennbarkeit der Wahrheit. Eine auf andere wirklich bezogene, eine dialogische und starke Toleranz setzt Lebensgewissheit voraus; setzt also voraus, dass man sich selber kenntlich ist. Zur dialogischen Toleranz gehören Partner, die voneinander verschieden sind, die Eigentümlichkeiten haben und deren Grenzen erkennbar sind. Der symbiotische Wunsch, alle Grenzen niederzureißen unter Verleugnung aller Unterschiede zerstört die Dialogfähigkeit. Man muss jemand sein, um sich zu jemandem Verhalten zu können. Auch das freundlichste Un-Wesen ist in der Gefahr, ein Unwesen für die anderen zu werden. Das sehen wir in Deutschland bei der neuen Jugendgewalt. Sie ist sicher auch selbstdefinitiv, d.h. man sagt sich seine Einzigartigkeit; man sagt sich, wer man ist, indem man andere zu Opfern macht. Man kann nur auf diese expressive Gewalt verzichten und abrüsten, wenn man weiß, wer man ist.

Charisma und Komik - Die Stärken und die Grenzen zweier Glaubensweisen

Ich kenne eine Reihe höchst fortschrittlicher Katholiken, die jedes konfessionelle Denken längst überwunden haben, die aber trotzdem von einem gewissen Ressentiment gegen den Protestantismus nicht loskommen. Ich kenne eine Reihe von höchst fortschrittlichen Protestanten, die nur lachen über

die sogenannte Trennung der Konfessionen, die aber von ihrer Zurückhaltung gegen den Katholizismus nicht los kommen. Diese Katholiken und Protestanten fühlen sich nicht mehr getrennt, und trotzdem mögen sie den Geruch des anderen Stalls nicht; die Protestanten nicht den der Katholiken, die Katholiken nicht den der Protestanten. Das ist eine Art Trennung auf höherer Ebene; nicht also die alte dogmatische Trennung, in der die einen meinen, sie dürften das Abendmahl nicht bei den anderen nehmen. Diese Trennung ist bei ihnen lange überwunden, und doch: sie können sich nicht besonders gut riechen. Das mag sogar nicht schlecht sein und ein Mittel zur Sicherung der eigenen Identität. Abneigung muss ja nicht immer Feindschaft sein, sie kann auch eine Weise sein, sich selbst nicht in einem Allgemeinen zu verlieren. Über alle dogmatischen Trennungen hinaus gibt es etwas, was ich den Habitus der verschiedenen Konfessionen nennen möchte.

Habitus ist eine lange gewohnte, geübte und eingeschliffene Weise, das Leben aufzufassen und anzugehen. Der Intellekt kommt gegen solche eingebrannten Weltauffassungen nur schwer an. Ein Habitus ist träge, er hält sich lange über die Welten hinaus, aus denen er entstanden ist. Seine Ausbildung hatte einmal theologische Gründe. Aber er ist konstant geblieben, obwohl die theologischen Unterschiede verblasst sind. Die Lebenswelten der Katholiken und der Protestanten sind kaum noch verschieden. Man kann nicht mehr sagen, Protestantismus ist eher ein städtischer Lebensentwurf und Katholizismus eher ein bäuerlich-dörflicher. Die materiellen Lebensbedingungen von beiden sind viel zu ähnlich. Beide sehen fern, benutzen den Computer, sind mobil und reisen, haben in etwa den gleichen Bildungsstand, leben kaum noch in geschlossenen Milieus. Trotzdem hält sich das leichte Nasenrumpfen voreinander. Worin liegen diese Unterschiede, und was macht jenseits aller dogmatischen Fragen die geprägte Eigenart der Beiden aus?

Ich nenne als erstes Moment das jeweilige Verhältnis zur eigenen Vergangenheit. Ich stelle es zunächst dar im Verhalten zu den Toten. In der katholischen Tradition, aus der ich ursprünglich stamme, war das Gedächtnis der Toten ein wichtiges Moment des eigenen Selbstverständnisses. Das Tischgebet schloss mit der Bitte um die „ewige Ruhe“ für die Toten. Für das Lebensgefühl ist Allerseelen bis heute eine der wichtigsten Feiertage im Katholizismus. Um an Allerseelen an den Gräbern zu sein, kommen die Leute

von weit her, auch solche, die sonst wenig mit der Kirche zu tun haben. Die Toten führen und halten die Familien zusammen, nicht nur an diesem Tag. Man versuche nur einmal, vor Allerseelen einen Platz in einem ICE nach München zu bekommen. Da ist die katholische Welt auf dem Weg zu den Toten.

Die Gegengeschichte: Ich hatte einen Freund, einen reformierten Theologen aus Paris, dessen Mutter gestorben und in Südfrankreich beerdigt war. „Du wirst selten an ihr Grab können.“, sagte ich zu ihm. Und er empört: „Was soll ich an ihrem Grab? Ich verehere keine Knochen.“ Die Gräber auf evangelischen Friedhöfen sind öfter mit Efeu oder Immergrün bedeckt und brauchen kaum eine ständige und intensive Pflege. Die Toten der katholischen Friedhöfe verlangen dauernde Aufmerksamkeit.

Die Stärke des Katholizismus: Es werden die nicht vergessen, die vor uns waren. Man kennt ihre Namen, ihre Geburts- und Todestage. Die Einzelnen sind nie nur sie selbst, weil sie eine Herkunft haben und weil sie ihre Herkunft im Gedächtnis haben in der Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Toten. Die Gefahr oder die Schwäche jener Lebensauffassung ist die Bannung der Lebenden durch die Toten. Kulturen, in denen die Toten einen überstarken Einfluss haben, sind meistens konservativ. Es wird erwartet, dass das Leben weitergeht, wie es gegangen ist zur Zeit der Toten. Man soll glauben, wünschen und handeln, wie die Toten geglaubt, gewünscht und gehandelt haben. Die Bannung durch die Toten konnten gelegentlich vor allem Frauen erfahren. In der katholischen Landschaft, aus der ich stamme, haben Witwen ein Leben lang schwarz getragen. Sich neu zu verheiraten, war natürlich nicht verboten, aber angesehener war es, dem Toten die Treue zu halten und allein zu bleiben.

Das Jesuswort „Lass` die Toten die Toten begraben!“ spricht sich im Protestantismus, vor allem im Linksprotestantismus, leichter. Er kann seinen Ursprung als Auswanderungsbewegung nicht verleugnen. Bruch, Abbruch, Diskontinuität, Skepsis gegen Überlieferungen sind dort eher denkbar. Nach katholischem Verständnis ist eine glaubensrelevante Ueberlieferung, „was immer, überall und von allen“ angenommen und geglaubt wurde. Ein solches Herkunftverständnis hat der Protestantismus in einem viel schwächeren Mass. Er vernachlässigt die Überlieferung, um zu ihrem unmittelbaren Ursprung, der Bibel zu gelangen. Das ist ein Moment der Freiheit, weil er jederzeit misstrauisch die Bibel gegen die Überlieferungen wenden kann. Er ist

Traditionen weniger ausgeliefert. Aber er ist blind, indem er vergisst, dass die Bibel selbst eine Summe von Überlieferungen ist, manchmal so fragwürdig wie alles andere, was uns überliefert ist. Der Protestantismus kann einem Biblizismus verfallen, indem er nicht mehr misst, woran er misst. Die Idee, dass die Offenbarung Gottes abgeschlossen sei mit der Bibel, könnte ihn taub machen für das Weiterwirken des Geistes. Warum eigentlich sollte die theologische Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen weniger geisterfüllt sein als bestimmte Teile der Bibel? Warum sollte der Sonnengesang des Franziskus weniger geisterfüllt sein als das Hohe Lied der Liebe, das Paulus im 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes singt?

Zwei Stärken und zwei Schwächen: Die katholische Stärke, den Geist zu lesen in den vielen Stimmen der Überlieferung, seine Schwäche, dem Bann der Toten und ihrer Überlieferung leichter zu verfallen. Die evangelische Stärke, die alten religiösen Häuser, die vom Geist wie vom Ungeist gebaut sind, zu verlassen oder wenigstens mit Misstrauen zu betrachten. Die Schwäche: Die Beschränkung auf einen Ursprung, der selbst zu befragen wäre.

Ich spreche vom protestantischen und katholischen Habitus, von der eingeschliffenen Weise, die Welt zu verstehen. Ich überzeichne natürlich dabei. Es handelt sich ja nicht um wirkliche Unterscheidungen, sondern um besondere Pointierungen und Färbungen in den jeweiligen Glaubensdialekten.

Ein anderer Unterschied der religiösen Stile im Protestantismus und Katholizismus: das jeweilige Verhältnis zur Sinnlichkeit und zu den Inszenierungen der Frömmigkeit. Der Protestantismus ist mitleidlos den religiösen Bedürfnissen der Menschen gegenüber. Seine Wallfahrten enden nicht an Gnadenorten, die bevorzugt sind vor anderen Orten. Protestanten mögen wallfahren, aber mehr Gnadenort als den Weg haben sie nicht. Sie feiern das Abendmahl, aber sie können nie sagen, ab hier und nach dieser heiligen Formel ist Christus zugegen. Sie können nie sagen, dieses Oel oder jenes geweihte Wasser sind von besonderer Heiligkeit. Sie können nie in einer Person eine besondere Unfehlbarkeit vermuten. Sie können ihre Wahrheitsvermutungen nie in das feste System dogmatischer Endgültigkeiten gießen. Ihre Kirchen sind leer, und an ihren Altären gibt es keine Ablässe zu gewinnen. Der Protestantismus ist der Dialekt des Christentums, der entschieden ernst damit macht, dass dieses auf einen „uranfänglichen Mangel“

gegründet ist, auf das leere Grab, wie der französische Theologe Michel De Certeau es ausdrückt. Der Protestantismus, wo er sich selbst ernst nimmt, begünstigt nicht. Er kommt den Greifbarkeitsbedürfnissen und den Sicherheitsinteressen, die wir in den Religionen so oft finden, nicht entgegen. Er fordert die ganze Erwachsenenheit der Menschen, die es am leeren Ort aushalten. Der Protestantismus ist der Ort der verbotenen Bilder, gemässigt in seinem lutherischen Dialekt, radikaler bei den Reformierten. Sein Allerheiligstes ist leer wie das leere Grab.

Protestantismus ist schwach in seinen Selbstinszenierungen, er ist bilderschwach. Ich sehe es sofort, wenn ich eine evangelische Kirche betrete. Ich sehe es spätestens am Talar des Pfarrers, diesem unerotischsten aller liturgischen Kleidungsstücke. Diese Schwäche, die viele Protestanten bedauern, ist seine Stärke; seine unbelohnte Stärke, das ist wahr. Denn im Augenblick wird belohnt, wahrgenommen und gewürdigt, was ins Bild gebracht werden kann. Könnte es sein, dass die Wahrheit durch Buntheit ersetzt werden kann? Das Bild untergräbt die Skepsis und wird zum Argument. „Das Bild lehrt lügen.“, sagt der Prophet Habakuk (1, 18). Wer die Bilder beherrscht, beherrscht auch die Köpfe. Mit Bildern kann man gigantische Scheinwirklichkeiten errichten. Darum achte ich das Bilderverbot aus dem AT, das in protestantischen Traditionen seine größere Heimat hat. Ich achte die Würde und die Kraft jener religiösen Tradition, die sich weigert, Gott oder die Menschen einzufangen und sich dienstbar zu machen in den Bildern, die von ihnen entworfen werden.

Im 5. Buch Mose heißt es: „Macht euch kein Bildnis! Hebe deine Augen nicht auf zum Himmel, dass du die Sonne siehst, den Mond und die Sterne! Lass dich nicht verführen, sie anzubeten und ihnen zu dienen.“ Dies ist ein Freiheitstext der Weltgeschichte. Darum das Lob protestantischer Kargheit und das Misstrauen gegen die Augenschönheiten. In einem bilderskeptischen Text von Dorothee Sölle heisst es:

Ich bin das Geheimnis des Lebens,
du wirst mich nicht entziffern
und verkäuflich machen.
Du wirst mich nicht einteilen
In überflüssig und verwertbar.
Du wirst meinen Namen nicht an dich reißen,

um deine Macht zu vergrößern.
 Du wirst meine Kraft spüren
 Jenseits der Bilder und hinter den Namen.

Der Protestantismus ist der Ort der kargen Zeichen und Bilder. Die Bilderskepsis aber kann selbst zur Ideologie werden. Vor einiger Zeit gab es einen Konflikt im Zürcher Grossmünster. Die Münsterpfarrerin wollte einen Lichterbaum aufstellen, wie wir ihn aus vielen Kirchen kennen. Mit dem Satz "Wir sind doch nicht katholisch" wurde ihr Wunsch abgeschmettert. Aber, so wird der Katholik den Protestanten fragen, kann der Mensch ohne Bilder leben? Die Hoffnung und die Liebe kommen nicht mit den Sagbarkeiten aus, sie fliehen ins Bild, sie führen sich auf.

Die Inszenierungen sind die Stärke des Katholizismus. Ich lese noch einmal das Beispiel des Lichterbaums, den die Pfarrerin im Münster von Zürich aufstellen wollte. Was tut ein Mensch, der dort eine Kerze aufstellt? Vielleicht hat er ein besonderes Glück erfahren, vielleicht hat ihn ein besonderes Unglück getroffen. Er inszeniert sein Glück oder sein Unglück. Er birgt es in einen kleinen Tanz. Er geht in die Kirche, er nimmt eine Kerze, er steckt sie an, er sieht sie brennen, er steckt seine Wünsche und seine Gebete in die Flamme. Er kehrt sein Inneres nach außen. Seine Wünsche bleiben nicht in seinem Herzen verborgen, sie werden auch nicht nur in einem Gebet gesprochen. Sie werden Form und Geste, sie werden Bild, Szene und Darstellung. Die Form bringt den Menschen intensiver ans Tageslicht als das reine Wort. Das Bild bildet den Menschen, es macht ihn klarer. Keine Innerlichkeit kommt auf Dauer mit sich selbst aus. Was nicht Form, Szene und Bild wird, ist in der Gefahr blass zu bleiben.

Die religiöse Welt des Katholizismus ist voller Formen und Szenen. Das ist ihre Kraft und ihre Gefahr. Denn nicht nur der Geist will Szene werden, sondern auch die fragwürdigen Geister drängen auf die Bühne. Ich denke an die Inszenierungen der Autorität, die ich im römischen Katholizismus finde; an all die bunten Kleider, Hüte, Schuhe, die die Autoritäten schmücken, an all die Rituale, mit denen sich Macht darstellt und sich einleuchtend macht in der Darstellung. Das Bild lehrt lügen! So braucht der Katholizismus das

bilderskeptische Charisma des Protestantismus, der Protestantismus die inszenatorische Kraft des Katholizismus. Und so wird der Katholik eher zuhause sein in seiner bilderfreundlichen Umgebung, der Protestant in seinem kargen und unverspielten Haus: Zwei Herkünfte, zwei Begabungen und zwei Macken.

Als weiteren Unterschied in der religiösen Färbung der Konfessionen nenne ich die alltagspraktische Bedeutung der Religion. Der Katholizismus war massiv - und ist es abgeschwächt immer noch - ein alltagsinteressierter religiöser Entwurf. Das beste Beispiel dafür ist, welche Aufmerksamkeit das Wetter in dieser religiösen Welt hatte. Gab es ein gefährliches Gewitter, hat man eine Kerze vor dem heiligen Judas Thaddäus angezündet. Man kannte den Wettersegen, die Bittprozessionen bei anhaltendem Regen oder langer Trockenheit. Es gab die dreitägigen Feldprozessionen vor Christi Himmelfahrt. Diese Prozessionen waren beinahe so wichtig wie die Messe. Ganze religiöse Branchen starben übrigens mit der Erfindung des Blitzableiters und der Kühl- und Lagerungssysteme.

Ein anderes überzeugendes Beispiel für diese pragmatische Religiosität ist die Bedeutung der 14 Nothelfer in der Volksfrömmigkeit: Der hl Aegidius als Helfer der stillenden Mütter; die hl. Barbara zuständig für Blitz- und Feuersgefahr; der hl. Blasius zuständig für Halsleiden; Dionysius zuständig bei Kopfschmerzen und Erasmus bei Leibschmerzen; die hl Katharina zuständig bei Sprachschwierigkeiten. Man denke an die sakrale Kunst und die häufige Darstellung der Nothelfer. Vierzehnheiligen in Oberfranken von Balthasar Neumann ist die Kirche der Nothelfer. Es gibt eine Reihe von Nothelfer-Kapellen in katholischen Gegenden. Zumindest der alte Katholizismus war eine Welt der Begehung und des gekonnten und gehandhabten Wissens; die Welt einer sehr praktischen Theologie.

Die unterschiedliche Bedeutung der Alltäglichkeit zeigt sich in der unterschiedlichen Bedeutung des Segens. Evangelischer Segen ist, verkürzt gesagt, der Zuspruch der Rettungstat Christi. Der katholische Segen wurzelt stärker im Schöpfungsgedanken und meint das Wachsen und Mehrenlassen, wie wir es im Alten Testament finden. Die Protestanten sind zurückhaltend den sogenannten Realbenediktionen gegenüber; d.h. sie segnen nicht gerne Autos, Pferde, Wasser, Früchte, wie es die Katholiken bedenkenlos tun. Die Stärke des Katholizismus: Die Religion wird kräftig und bedeutsam, weil sie drastisch mit

den alltäglichen Nöten und dem alltäglichen Gelingen des Lebens zu tun hat. Natürlich gibt es dabei die Gefahr, dass der Glaube nur noch religiöse Handhabung und Pragmatik ist und dass Religion sich in Zwecken erschöpft.

Ich komme noch einmal auf die Heiligen und ihre Bedeutung im Katholizismus zurück. Es sind zwielichtige Gestalten. Am besten, man fragt zuerst, wer sie heiliggesprochen hat. Sehr schnell wurde von Rom Josémaría Escrivá heiliggesprochen, der Gründer von Opus Dei, jener ultrakonservativen katholischen Gruppe. Seine unbedingte Ergebenheit dem Papst gegenüber, seine asketische Weltauffassung und der von ihm geforderte totale Gehorsam passten ins päpstliche Weltbild. Eine Heiligsprechung ist immer mit Interessen und Optionen verbunden. Von den Gläubigen in El Salvador, nicht aber von Rom, wurde Oscar Romero heiliggesprochen. Er war jener Bischof, der die Armen verteidigte und sich gegen die Mörderbande der damaligen Militärjunta gewandt hat und während einer Messe umgebracht wurde.

Die Katholiken sagen, dass die Heiligen vor Gott für uns eintreten. Bei diesem Gedanken wittern die Protestanten am ehesten Unrat. Wenn man ihn interpretiert und ihn nicht in seiner kruden Wörtlichkeit nimmt, ist der Gedanke sehr schön. Er sagt, dass wir alle von einem Grund leben, den wir nicht selbst gelegt haben. Das Leben jener Toten ist in einen Wurzelgrund gesunken, von dem wir alle leben. Der Katholizismus weiß besser, was Gemeinschaft der Heiligen bedeutet. Nein, wir brauchen keine Heilige als Mittler zwischen Gott und Mensch, sagt der Protestant, und er hat Recht. Ja, wir leben von mehr Broten, als wir selbst gebacken haben, sagt der Katholik, und er hat Recht. Wir sind nicht nur wir selber. Wir sind ernährt von dem Lebensgelingen, dem Mut und der Entschiedenheit unserer Väter und Mütter im Glauben. Unsere Wurzeln reichen tief bis in ihr Leben und bis in ihren Tod. Wem dieser Gedanke zu mystisch ist, der könnte ihn wenigstens schön finden, und das ist schon katholisch genug.

Ich wage ein vorsichtiges Resümee: Alle Unterscheidungen zwischen den Konfessionen, die ich genannt habe, ähneln sich in einem Punkt. Katholiken verstehen sich stärker aus Zusammenhängen. Ihr Glaube ist nicht nur in ihrem Herzen verankert. Sie lesen ihn in ihren Traditionen. Sie lesen ihn den Toten von den Lippen. Sie lesen ihn aus den Inszenierungen und Formen. Sie suchen ihn bei ihren Heiligen. Ihr Glaube erlaubt sich die kleinen Fluchten in die

Tradition, die Formen und zu den Heiligen. Natürlich gibt es keinen Protestanten, der ohne solche Delegation in Tradition und Form auskommt. Aber diese spielen eine geringere Rolle und ihnen ist im Protestantismus leichter kündbar.

Vgl. Die Anrufung aller Heiligen bei der Commendatio animae: Nicht „mein eigener Tod“, Es kommen ganze Heerscharen zur Unterstützung der Sterbenden. (Vgl. Collectio Rituum, S. 72 ff)

Die Subjektivität der Glaubenden hat im Protestantismus ein anderes Pathos. Die Unmittelbarkeit des Menschen zu Gott, Gewissen, Vernunft, der Glaube des eigenen Herzens, Mündigkeit und Freiheit sind betont. „Wo Freiheit ist, da ist Protestantismus. Gibt er die Freiheit auf, dann wird der Protestantismus verschwinden.“, schreibt Jürgen Moltmann. Könnte man diese Sätze bei katholischen Theologen finden? Natürlich findet man sie auch dort. Aber geläufiger und eher erwartet sind sie bei Protestanten.

Ich habe das kindische Spiel längst aufgegeben, Protestantismus und Katholizismus, diese beiden Spielarten des Glaubens gegeneinander auszuspielen. Im Talmud heißt es: „Die Sprache des einen und die Sprache des anderen ist die Sprache des lebendigen Gottes.“ Und der jüdische Philosoph Levinas: „Die Sprache Gottes ist eine mehrzahlige Sprache.“ Unsere Verschiedenheit ist unser Reichtum, nicht unser zu behebender Mangel.

Zwei Glaubensdialekte. Was trennt uns eigentlich, und die Protestanten und die Katholiken? Vor einiger Zeit gab mir eine theologische Zeitschrift folgendes Thema: Mit brennendem Herzen die eine Kirche wollen. Ich geriet mit diesem Thema immer mehr in einen Konflikt. Will ich denn die **eine** Kirche? Was heisst die eine Kirche? Ist sie mir so wichtig, dass ich sie mit brennendem Herzen will? Wer redet mir da ein, die Einheit der Kirche sei noch nicht da? Vielleicht reiben wir uns eines Tages die Augen wie die Jünger nach dem Brotbrechen in Emmaus und sagen: Brannte nicht unser Herz? War nicht schon lange da, was wir schmerzlich suchten – die eine Kirche? War sie nicht da in dem einen Herrn und Bruder, der sie stärkt und tröstet? War sie nicht da in Oscar Romero und Martin Luther King und in ihrer Sehnsucht nach Gerechtigkeit? Ist sie nicht in uns, die wir in den verschiedenen Dialekten des Glaubens die Bibel lesen, die Geschichten der Tradition hören und die Lieder der Toten singen? Nein, der

Skandal ist nicht, dass die eine Kirche noch nicht da wäre. Der Skandal ist die Behauptung, die Kirchen seien getrennt und man dürfe das Abendmahl nicht zusammen nehmen.

Was trennt die Kirchen eigentlich in ihrem Glauben? Vielleicht sollte man zuerst die leichtere Frage stellen: Was trennt die Kirchen **nicht**? Die Kirchen sind nicht getrennt durch die verschiedenen Spielarten des Glaubens, die sich in ihren Traditionen entwickelt haben. Die einen bezeichnen in 7 Sakramenten, die anderen in zwei Sakramenten das Heil Gottes. Warum nicht? Die einen betonen die Kraft Gottes, die anderen notieren auch die Kräfte der Menschen. Warum nicht? Die einen sind bilder- und expressionsfreundlich, die anderen bilderskeptisch und wortfreundlich. Warum nicht? Es sind verschiedene Begabungen der Kirchen, die in verschiedenen historischen Situationen gewachsen sind und den jeweiligen Kirchen ihr eigenes Gesicht geben. Warum sollte dies die Trennung der Kirchen bedeuten? Warum sollten diese Verschiedenheiten verschwinden? Was wäre das eine Zerstörung der Poesie des Glaubens, wenn zwischen Tokio und Lima; wenn es zwischen Karl Barth und Karl Rahner nur eine Formulierung des Glaubens; nur eine Art der Expression und der Gesten für diesen Glauben gäbe? Diese Einheit der Kirche kann niemand wollen, man muss sie mit brennendem Herzen ablehnen. Es wäre der zentralisierte und magazinierte Glaube, zwischen dessen Beton keine Blume mehr wächst. Was wäre es für ein Verlust, wenn die religiösen Landschaften so vereinheitlicht wären, dass die Theologien, die Riten und die Frömmigkeitsstile der Orthodoxen, der Lutheraner und der Katholiken nicht wiederzuerkennen wären!

Die Trennung in den Glaubensformulierungen, den Glaubenstraditionen und den Frömmigkeitsstilen bedeutet also nicht eine Trennung im Glauben. Diese Trennung erlaubt nicht, von der Getrenntheit der Kirchen zu sprechen. Vor allem erlaubt sie niemandem, einem anderen das gemeinsame Mahl zu verweigern. Leider muss man auch noch diesen Satz sagen: Die Einheitlichkeit in der Glaubensformulierung und in der Glaubenstradition bedeutet noch nicht die Einheit der Kirche und des Glaubens. Als in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 die deutschen Synagogen brannten, feierte dies der damalige thüringische evangelische Landesbischof als „gutes Geschenk“ zu Luthers Geburtstag am 10. November. Er war Lutheraner, wie ich es bin. Was heisst das schon? Eines Glaubens bin ich nicht mit ihm, und wäre ich zu jener Zeit

erwachsen und mit ihm zusammen gewesen, und wäre ich mutig genug gewesen, so hätte ich mit ihm das Abendmahl nicht genommen. Die Einheit der Glaubensformulierungen und der Konfession garantieren nicht die Einheit des Glaubens. Ihre Verschiedenheit bedeutet nicht die Unterschiedenheit im Glauben.

Die Mannigfaltigkeit der Glaubensdialekte brauchen wir also nicht einzuebnen. Sie stellt uns vielmehr die Frage, was wir voneinander lernen wollen und wie die eine Begabung die andere korrigiert und ermuntert. Was lernen wir von der Mystik der Orthodoxie und wie kritisieren wir ihre Weltlosigkeit? Was lernen wir von der Bilderskepsis der Protestanten und wie kritisieren wir ihren Wortreichtum? Was lernen wir von der Sinnhaftigkeit des Katholizismus und wie kritisieren wir den autoritären Klerikalismus Roms? Wenn wir so fragen, verzichten wir nicht auf die Wahrheit, aber lassen den anderen ihre Andersheit – seine andere Herkunft, seine andere Tradition, seine andere Lebenswelt. Wir lassen ihm seine Heimat.

Wer an Gott glaubt, braucht nicht selber Gott zu spielen. Er braucht nicht alles zu sein; er kann begrenzt und fehlbar sein. Das gilt auch für die Kirchen, keine Einzelkirche muss alles sein; keine muss die fürchterliche Last tragen, die „wahre Kirche“ zu sein. Darum ist auch keine der Kirchen genug für uns. Alle sind als Einzelkirchen zu eng, zu bescheiden und zu wenig, jedenfalls wenn man grosse Wünsche an das Leben und an die Kirche hat. Die Menschen und die Christen ehrt ihre Bedürftigkeit, ihre Angewiesenheit. Es ist eine grosse Lebenserleichterung und Schönheit, bedürftig zu sein, nicht alles zu sein. Die Tatsache, dass meine Einzelkirche nicht alles ist und dass ich darum in meiner Kirche nicht ganz zuhause bin, verweist mich auf die anderen Kirchen. Sie macht mich bedürftiger, und so macht sie mich geschwisterlicher. Ich suche die anderen, weil ich bei mir und dem Meinigen allein noch nicht finde, was sein soll; weil ich die volle Heimat noch nicht finde, die ich brauche. Die Vorläufigkeit und die Begrenztheit der eigenen Kirche macht mich zum Spieler. Ich brauche nicht nur der stumpfe, sich selbst genügende Protestant, Katholik oder Orthodoxer zu sein. Es gibt eine Lust, zwischen den Zeilen zu leben, zwischen den Häusern und Welten; die Lust, in mehr Häusern beheimatet zu sein als nur in dem einen. Es ist die Unbescheidenheit, mehr Welten zu wollen als nur die eigene bescheidene Lebenswelt. Heimat verdummt, wenn man nur eine kennt. Erst der, der nicht nur ein Haus kennt, ist nicht mehr eingekerkert

in diesem Haus. Erst der, der mehr als eine Kirche kennengelernt hat, lernt seine eigene Kirche lieben und sie zugleich als begrenzt kennen. Er lernt Humor und die wundervolle Gabe der liebevollen Skepsis seiner eigenen Heimat gegenüber. Vielleicht verlockt zur Heimatlosigkeit in der eigenen Kirche auch der Herr aller Kirchen, der nicht in einer einzelnen Kirche gefangen gehalten kann – nicht einmal in allen zusammen.